

Nro. XL.

1805.



Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmayerschen Laibacher Zeitung.

Fragmente

eines Gemäldes der Stadt Paris im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus einem Schreiben eines Sicilianers, der sich im Jahre 1791 dort aufhielt. *)

Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich den Anfang machen soll, wenn ich Ihnen von der Stadt Paris ein Gemälde entwerfen will, von einer Stadt, deren Einwohner sogar unter den Brücken, die über den Fluß gehen, und unter den Dächern der Häuser wohnen. Diese große Stadt ist der Wohnsitz des Tumults; soll ich Ihnen daher auf eine gewisse Art eine Beschreibung von ihr machen, so

muß ich von der unermüdbaren Bewegung anfangen, welche hier Tag und Nacht herrscht. Ich erwach immer am frühesten Morgen; das Geschrey der Hähne öffnet mir die Augen, und das Geräusch der Menschen und Pferde macht mich vollends munter. Das durchdringende Rufen und Geschrey aller der Leute, die die Straßen durchlaufen, um Kräuter, grüne Waare, Obst, Lumpen, Sand, Besen, Fische, Wasser und viele andere Lebensbedürfnisse zum Verkauf auszurufen, ertönt so gewaltig in der Luft, daß ich in altem Ernst glaube, kein Laubgebörner könne sich selbst so feind seyn, um für diesen Preis sein Ge-

*) Wir haben dieser Schilderung des ehrlichen Sicilianers, welche zwar im Auszuge, aber dabey wörtlich getreu aus dem Italienischen übersezt ist, hier einen Platz vergönnt, weil es dem ausmerksamen Beobachter doch immer ein Vergnügen gewährt, das Charakteristische der Gegenwart mit jenem der Vergangenheit zu vergleichen. Bey einer solchen Vergleichung ist dann die Ähnlichkeit eben so interessant, als der Contrast, und so werden bey dieser Schilderung die Leser vorzüglich bemerken, wie getreu sich der Nationalcharakter der französischen Nation befohlens in jenen herrschenden Thorheiten geblieben sey, deren jede Nation mehr oder weniger hat. Manche Dinge, die damals der Sicilianer in Paris zum erstenmal sah, könnte

er jetzt in jeder nicht ganz kleinen Stadt durch ganz Europa finden. Auch von dieser Seite können uns seine bisweilen alltäglichen Bemerkungen nicht ganz uninteressant seyn, da sie uns beweisen, wie despotisch von jeher der Gallier über Europens Sitten und Lieblingsbeschäftigungen seinen Einfluß behauptet habe, und wie selbisch die meisten europäischen Nationen in Sitten und Lebensart (wären es auch nur diese) sich nach seinem Muster und Vorbilde geformt haben. Wer übrigens an dem bisweilen gesuchten, schwerfälligen Wize des Verfassers, und an seinen ganz besondern Beurtheilungen der Dinge, besonders seiner moralischen Ansichten einen Anstoß nehmen sollte, der bedenke, daß der Brief vor mehr als hundert Jahren, und zwar von einem Sicilianer geschrieben sey.

hör erhalten, und diese teuflische Musik mit anhören zu wollen.

Es ist wahrhaftig keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ganz Paris ein großes Wirthshaus ist. Überall sieht man Schenken und Wirths, Weinhäuser und Weinschenken; die Küchen rauchen den ganzen Tag, weil man den ganzen Tag von Morgen bis zum Abende ißt. Die Franzosen lieben nicht die levantischen Gewürze. Nicht deswegen, weil sie diese kostbaren Ingredienzien verachten; sondern bloß deswegen, weil die Italiener und Spanier sie schätzen und sie nicht gern andern Nationen, selbst nicht einmal in nützlichen Dingen, nachahmen.

An vier Dingen erkennt man sogleich den eigentlichen Charakter eines Franzosen: wann die Uhr schlägt, wann er Jemanden fragt, wann er etwas verspricht, und wann er von seinen Liebchaften redet. Kaum hört er die Uhr schlagen, so fragt er auch schon, wie viel Zeit es sey; von seinem Freunde verlangte er noch eher eine Antwort, als er ihn gefragt hat; nur das thut er, was er nicht versprochen hat; und bey seinen Liebchaften findet er mehr Vergnügen daran, die Gunstbezeugungen seiner Gebietherinn auszunutzen, als sie zu erwidern.

Die Höflichkeit wird in Frankreich noch mehr, als in China, als eigentliches Studium behandelt. Bey Standespersonen zeigt sie sich auf eine sehr angenehme Art, beym Bürger mit etwas Affektation, beym Volke mit etwas Plumpheit vermischt. Ein Jeder macht nach seiner Art eine Kunst daraus. Ich habe mir ordentlich einen Lehrmeister annehmen müssen, um Complimente zu lernen; am meisten, um die verschiedenen Redendarten zu wissen, womit man das gewöhnliche Compliment: Ich bitte um Verzeihung, ausdrückt; — denn diese verschiedenen Arten von Ceremonien sind eben so gewöhnlich in Frankreich, als es die Scuffer in Italien sind. Die hiesigen Freundschaftsversicherungen, Versprechungen, Dienstverbiethungen, sind gerade vom Gehalte des Nachtigallengefanges: Vox, vox, praetereaue nihil! Man macht hier kein Compliment, erweist einander keine Höflichkeit, wenn man nicht immer erst vorher um Vergebung gebethen hat. Ja, ich kann im Ernste versichern, daß man auch selbst bey empfangenen Beleidigungen um Vergebung bitte, und daß der kein rechter Franzose seyn würde, der nicht selbst in

der größten Auswallung des Zornes zu seinem Gegner sagen werde: Ich bitte um Vergebung, Sie sind ein Schurke! wodurch er aber nach seiner Art doch soviel sagt, als ob er nach Art des Italieners oder des Deutschen den kräftigsten Fluch hinzusetzte.

Hier ist der Luxus so übermäßig im Schwange, daß man durch eine Ausplünderung von Paris sehr leicht drey hundert wüste Städte in Flor bringen könnte. Man sieht hier eine unendliche Menge prachtvoll ausgeschmückter Läden, wo man keine andern Sachen verkauft, als solche, die man nicht nöthig hat, hieraus kann man auf die unweit größere Anzahl derer schließen, wo man bloß Dinge verkauft, die man wirklich bedarf.

Die Seine fließt mitten durch die Stadt. Auf ihr werden alle Lebensbedürfnisse für eine Million Menschen zugeführt. Dieß Wasser ist still und heilsam. Menschen und Vieh trinken davon, aber man muß es bezahlen, es sey klar oder trübe. Ich finde es sehr unbillig, daß ein Maas Wasser immer um denselben Preis bezahlt wird, der Fluß mag groß oder klein seyn.

Die Frauenzimmer lieben hier die kleinen Hunde mit so vieler Leidenschaft, erweisen ihnen alle mögliche Karesse mit so vieler Zärtlichkeit, als ob sie von der Race des Hundes wären, der den Tobias begleitete. Die Damen sind die schönste und häßlichste Verzierung der Stadt, weil die wenigsten schön sind, und sie doch alle Frauen in der Welt an Reiz übertreffen. Dieß kommt daher, weil sie die große Kunst verstehen, andere leicht zu überreden, daß alles bey ihnen zu gewinnen, und nie etwas zu verlieren sey. Überdieß haben sie das ausschließende Privilegium, ihren Männern zu befehlen, und Niemanden zu gehorchen. Dieß Geschlecht hat hier weit größere Freyheit, als die Frauenzimmer in den Feldern Arabiens haben, welche nie des Abends sich an denselben Ort schlafen legen, wo sie den Morgen aufgestanden sind. Alle sind auf gleiche Art fein und beredt, verkaufen öffentlich ihre Waaren in den Boutiken und auf den Plätzen, und lassen sich dabey in keinem Stücke von den Männern übertreffen, weder in der Kunst zu plaudern, noch im Chikaniren; und sie bringen daher ihre Waaren so theuer an den Mann, als nur möglich, besonders die, welche zu ihrer eigenen Person gehören. Die mächtigsten essen den Tag über so oft

als der Muselman sein Gebeth verrichtet; indem es hier Sitte ist, die aufgehende Sonne mit einem Stück Brod zu begrüßen. Sie verändern so oft die Moden ihrer Kleider, als sie die Farbe ihres Gesichtes verändern. Die vornehmsten und angesehensten unter ihnen schleppen hinter sich einen langen Schweif von Goldstoffs oder Seide, womit sie die Kirchen und Gärten kehren. Alle haben die Freyheit, zu allen Zeiten in Maske zu gehen, sich zu verhüllen und sich sehen zu lassen, wie es ihnen gefällt; mit einer schwarzsammetnen Maske gehen sie zuweilen in die Kirchen, auf den Ball und in die Komödie, Gott und ihren Männern unbekannt. Die Schönsten unter den Damen befehlen dem Männergeschlechte als Königinnen, ihren Ehemännern als ihren Vasallen, ihren Liebhabern als ihren Sklaven. Ihre Kinder selbst zu stillen, in ihren Häusern eingezogen zu leben, an den Stickeren der Penelope zu arbeiten, sich über einen Herkules aufzuhalten, wenn er die Spindel drehen wollte, alles das sind ihnen völlig unbekannte Dinge. Und bey dieser freyen Lebensart berühmten sie sich doch, große Helden und Gelehrte zu gebären, an denen dieß Land einen Überfluß hat; denn man trifft ja hier mehr Soldaten und Gelehrte an, als man in Indien Abergläubige und Astrologen findet. Leicht lassen sie sich mit Jemanden in ein Liebesverständnis ein, und geben auch oft selbst die nächste Veranlassung dazu; aber ihre Liebe währt nur nicht lange, noch weniger ist sie treu. Die Ehen, welche vordem auf eine ganze Lebenszeit gültig waren, währen jetzt nur eine Zeit lang; daher sind freywillige Ehescheidungen etwas sehr gewöhnliches, selbst in den eingezogensten Häusern; indessen der Mann in der Stille in der Provinz lebt, vergnügt sich die Frau in Paris.

Fast niemals siehet man hier Eifersüchtige, sehr selten einen Mann, der sich für unglücklich hält, weil seine Frau ihm ungetreu ist, und noch seltener ein Mädchen, das der Diana opfert. Ein Kuß, welcher in der Türkei, in Italien und Spanien der Anfang des Ehebruchs ist, ist hier weiter nichts, als eine bloße Höflichkeit. Und wenn jener artige Perser, der so viele misseriöse Reisen machte, um dreyimal den schönen Cyrus zu küssen, nach Paris gekommen wäre, würde er das genoßene Vergnügen wahrlich nicht so hoch geschätzt haben. Bey allen Besuchen, die man macht, werden Küsse gegeben, diese sind aber ge-

rade von demselben Gehalte, wie gewisse Münzsorten, denen man einen Werth giebt, welchen man will. Weil nun ein Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnußt und die im Überfluß vorhanden ist, so ist Niemand sparsam damit, welche zu geben, und wenige sind begierig, sie zu empfangen.

Das freye ungezwungene Betragen der Franzosen ist gleichsam ihr finstres Element: sie sind Liebhaber von Neuheit und Veränderung und legen alles darauf an, einen Freund nicht lange zu behalten. Zugleich richten sie sich nach der Kälte und Wärme, und erfinden alle Tage neue Moden in den Kleidertrachten. Den Schneidern macht das Erfinden mehr Mühe, als das Nähen, und wenn ein Kleid länger dauert, als das Leben einer Blume, so scheint es ganz veraltet zu seyn. Daher sind die Trödler, eine ganz neue Menschenrace, entstanden, ein verachtetes Volk, Abkömmlinge der alten Israeliten. Ihr ganzer Handel besteht darin, alte und getragene Kleider zu kaufen, und sie leben wirklich prächtig, dadurch, daß sie einige ausziehen und andere bekleiden. Indes ist es in der That eine sehr große Bequemlichkeit für eine volkreiche Stadt, daß diejenigen, welche nicht lange ein und dasselbe Kleid tragen mögen, mit geringem Verlust leicht einen Aushaus treffen, und wieder andere, welche gern ein Kleid haben möchten, ohne große Unkosten dazu kommen können. Das ist aber beynah unglücklich, und doch wirklich wahr, daß wenn an einem einzigen Tage hundert tausend Klienten von ihren Procuratoren nackt ausgezogen würden, sie in dieser Stadt alle zusammen fertige Hemden und Kleider genug bekommen könnten, um ihre Blöße zu decken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie des Lebens und des Umgangs.

(Fortsetzung.)

Das Schicksal findet den lebensklugen Mann immer bey voller Besonnenheit und Fassung des Geistes, und darum trifft ihn das Unangenehme des Lebens weniger, als andere Menschen; — denn er weiß mit ruhiger Geschicklichkeit, wo nicht dem Streiche ganz auszuweichen, ihn doch wenigstens von der minder schädlichen Seite aufzufangen; er ist niemals ankerlos, und eben darum erwirbt er sich selbst die Achtung seiner Gegner;

sie fürchten gegen einen so besonnenen Mann ihr Spiel zu verlieren, und ziehen nicht selten vor ihm, wie vor einem Geiste, vorüber, der durch eine magische Kunst die Kräfte seiner Feinde lähmen kann. Da er die Menschen genau studiert hat, und auch ihre versteckten Seiten kennt; so ist seine Besonnenheit stets mit einer weisen Zurückhaltung verbunden; er zeigt dem Unbekannten, dem Hörer, dem Schwäger, dem flachen Kopfe, dem Arglistigen nie ganz sein Inneres; er läßt sich nicht leicht von allen Seiten durchschauen; er ist sehr haushälterisch mit seinem Zutrauen; er entheilt die weise Pflicht des Stillschweigens nicht; er redet so, daß er seine Worte vor jeder Critik rechtfertigen kann; seine Worte sind seine Vertraute, die er nicht ohne Achtung gegen sie selbst von sich schießt, und sie lieber in seinen Busen verschließt, wenn er damit nichts Möglichen bewirken kann.

Gegen andere Menschen ist sein Betragen vorsichtig und abgemessen. Er respectirt auch den Kleinsten unter ihnen, weil auch der Unbedeutendste durch einen Zusammenstoß der Umstände, oder auch nur als ein todtes Werkzeug in den Händen Schlechdenkender, ein sehr gefährlicher Mensch werden kann. Er macht es sich zur Regel, die Menschen auf eine klägliche Art von sich abzuwehren, oder, da dieß nicht immer möglich ist, die Menschen so zu tragen, wie sie sind, so viel ihm auch diese Kunst kosten mag. Er weiß, daß er sie doch nicht anders schaffen kann; daß sie mit allen ihren Schwächen immer das bleiben werden, was sie sind, und daß eine allgemeine Veredlung des Menschengeschlechts nur die Grille gutmüthiger Schwärmer ist. Er tolerirt also die Menschen, bald aus einer nothwendigen Vorsicht, bald aus Mitleiden, bald aus Überzeugung, daß er auch seine Fehler habe, die Andere tragen müssen. Er respectirt sogar ihre kleinsten Irthümer, und vergehet ihnen ihren Glaubenswahn; Theils, weil dergleichen Dinge unter der Würde seines Geistes liegen, Theils, weil er den Menschen nicht gern ein Spielzeug rauben mag, woran sich ihre Phantasie auf eine schuldlose Art ergötzt, und wodurch die Menschen überhaupt noch einigermaßen respectable bleiben.

Aber er trägt die Menschen nicht allein, er kommt auch ihren Wünschen entgegen; er läßt sich zu ihren Kleinigkeiten herab; er spielt mit ihnen, wie mit Kindern, weil er oft auf keinem

andern Wege zu ihrem Herzen gelangen kann. Es mag ihm freylich manchen Kampf kosten, den unbedeutenden Kopf, den verdienstlosen Müßiggänger, den leichten Egoisten und den stolzen Schwäger mit Schonung zu behandeln; allein er würde sich selbst lächerlich machen, wenn er sich zwischen solchen Menschen durch seinen eignen Stolz, vielleicht auch nur durch ein vernachlässigtes Ceremoniel, die Straße seines Lebens verammeln, und einer unendlichen Kleinigkeit wegen seinen Wirkungskreis aufgeben wollte. Die besten Köpfe stehen oft unter dem Schutze kleiner und schwacher Geister; — warum sollte der Lebenskluge seine Hausgötter beleidigen, und nicht Rücksicht mit ihren Schwächen haben! Auch sie gehören ja zu den Speichen an dem großen Rade des Lebens; auch sie sind nicht ohne Absicht vorhanden. Sie sind der Schatten, ohne welchen das Licht der Klügern nicht so hell und wohlthätig leuchten würde; die gewöhnlichen Feldblumen, worunter die Rose nur desto schöner ihr duftendes Haupt emporhebt.

Der Lebensphilosoph würde nur auf dem halben Wege seiner großen Wissenschaft stehen bleiben, wenn er nicht zugleich die Kunst des Entbehrens lernen und benutzen wollte. Nur der, welcher Herr und Meister seiner Wünsche ist, und sie nach Gefallen fortschieben kann, darf ein kluger Mann genannt werden. Wer hingegen sich nichts versagen, nichts entbehren will, wer nach Allem hascht und geizt, was der Wechsel der Dinge ihm als schön und neu darstellt, der bedient sich seiner selbst als eines Werkzeuges, sich jede Freude des Lebens zu vergiften. Er sieht nur immer mit qualvoller Sehnsucht nach dem hin, was ihm fehlt, nicht nach dem, was er besitzt; und eben darum erhält sein Geist nie ein ruhiges Gleichgewicht, ohne welches alle praktische Philosophie ein leeres Hirnspinnst ist. Er hält das für einen Mangel, was nur ein eingebildetes Bedürfnis war; seine Phantasie mahlt ihm das bloß Scheinbare als etwas Neues und Nothwendiges vor; er hängt an Schattenbildern, und vergißt darüber die große Kunst des Weisen, — mit Wenigem zufrieden zu seyn. Je weniger Bedürfnisse wir uns selbst schaffen, je freyer und muthvoller schreiten wir durch das menschliche Leben hin, und fast aller Hader mit uns selbst und der Außenwelt hat dann ein Ende.